

Frühe Neuzeit

Band 63

**Studien und Dokumente zur deutschen Literatur
und Kultur im europäischen Kontext**

**In Verbindung mit der Forschungsstelle
„Literatur der Frühen Neuzeit“
an der Universität Osnabrück**

**Herausgegeben von
Jörg Jochen Berns, Klaus Garber, Wilhelm Kühlmann,
Jan-Dirk Müller und Friedrich Vollhardt**

Martin Opitz
(1597–1639)

Nachahmungspoetik und Lebenswelt

Herausgegeben von
Thomas Borgstedt und Walter Schmitz

Max Niemeyer Verlag
Tübingen 2002



Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Martin Opitz (1597 – 1639) : Nachahmungspoetik und Lebenswelt / hrsg. von Thomas Borgstedt und Walter Schmitz. – Tübingen: Niemeyer, 2002
(Frühe Neuzeit; Bd. 63)

ISBN 3-484-36563-3 ISSN 0934-5531

© Max Niemeyer Verlag GmbH, Tübingen 2002

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Printed in Germany.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Satz: Jenny Krätzschmar, Dresden

Druck: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten

Einband: Buchbinderei Koch, Tübingen

Inhalt

Vorwort	1
Hans-Gert Roloff Martin Opitz – 400 Jahre! Ein Festvortrag.	7
Georg Braungart Opitz und die höfische Welt.	31
Barbara Becker-Cantarino Opitz und der Dreißigjährige Krieg.	38
Thomas Borgstedt Nachahmung und Nützlichkeit: Renaissancediskurse, <i>Poeterey</i> und Monumentsonette.	53
Ulrich Schulz-Buschhaus (†) Emphase und Geometrie. Notizen zu Opitz' Sonettistik im Kontext des europäischen ›Petrarkismus‹.	73
Stefan Trappen Dialektischer und klassischer Gattungsbegriff bei Opitz. Ein übersehener Zusammenhang zwischen Aristoteles, Scaliger und der deutschen Barockpoetik	88
Rüdiger Zymner Übersetzung und Sprachwechsel bei Martin Opitz.	99
Rudolf Drux Die poetische Winterreise des Martin Opitz – <i>Coridon</i>	112
Markus Fauser Bild und Text bei Martin Opitz. Beschreibung und mentale Bilder in den Liebesgedichten.	123
Hans-Christian Maner Martin Opitz in Siebenbürgen (1622–1623) – Traum und Wirklichkeit fürstlicher Machtpolitik unter Gabriel Bethlen. Darstellung und Rezeption	154

Ferdinand van Ingen	
Niederländische Leitbilder. Opitz – Grotius	169
Wilhelm Kühlmann	
Martin Opitz in Paris (1630) – Zu Text, Praetext und Kontext eines lateinischen Gedichtes an Cornelius Grotius	191
Andreas Solbach	
Martin Opitz' <i>Trostgedichte in Widerwertigkeit deß Krieges</i>	222
Silvia Serena Tschopp	
Die Grotte in Martin Opitz' <i>Schäfferey von der Nimfen Hercinie</i> als Kreuzungspunkt bukolischer Diskurse	236
Jan Harasimowicz	
Strobel, Opitz, Gryphius und die ›Europäische Allegorie‹ im Museo del Prado in Madrid	250
Eberhard Mannack	
Opitz und seine kritischen Verehrer	272

Vorwort

Im Jahr 1657 lässt der junge, noch nicht einmal dreißigjährige Johann Christian Dedekind seine *Elbianische Musenlust* bei dem Dresdner Verleger Seyffart erscheinen. Das Frontispiz zeigt einen sächsischen Parnass, mitten im Elbsandsteingebirge nahe bei Dresden. Zwei Bergformationen stehen einander gegenüber; »Herr des linken Gipfels ist der Musengott Apollo«, und auf den Terrassen des Berges bis zu seinem Fuß sind die neun Musen aus seinem Gefolge angeordnet; auf dem anderen Berg aber sind ihnen die zeitgenössischen ruhmreichen deutschen Dichter gegenübergestellt, im doppelchörigen Wettstreit des Gesangs mit den Musen; andere Dichter weiden in der bukolischen Landschaft »ihre Schafe und lauschen dem Konzert an den Ufern der Elbe, die ein munterer Pegasus, dessen Hufschlag die Hippokrene oder Dichterquelle entsprang, mit kühnem Sprung überfliegt.« Auf dem Gipfel dieses Berges aber »thront Martin Opitz, der Vater der deutschen Dichtkunst. Seit dem Erscheinen seiner *Deutschen Poeterey* (1624) stehen«, so verkündet es diese Allegorie der Gegenwart, »die Poeten in deutscher Zunge den Griechen in nichts mehr nach.«¹ Weit über das 17. Jahrhundert hinaus war Opitzens Ruhm als ›Vater der deutschen Dichtung‹ unangefochten. Freilich bezeichnete dieser ehrenvolle Beiname allmählich nur noch ein historisch gewordenes Verdienst. Die literarische Dominanz verlagerte sich – von der schlesischen Peripherie – zu den Zentren Mitteldeutschlands, Sachsens vor allem – und hier wieder auf »das von der moralischen Autorität Gottscheds geprägte Leipzig«²; mit Gottscheds Erfolg orientierten sich auch die Schlesier neu. Aber schon zu seinen Lebzeiten war Opitz keineswegs unumstritten als der ›Vater der deutschen Dichtkunst‹ anerkannt.³ Der Begeisterung seiner Anhänger stand die Reserve etwa der ›Fruchtbringenden Gesellschaft‹, die ihn erst im Jahr 1628 in ihre Reihen aufnahm, gegenüber. Im historischen Rückblick freilich behauptet er seinen Rang in der Kontinuität eines Traditionsbogens des europäischen Klassizismus, der im

¹ Zitate aus der Beschreibung des Kupferstiches in: Das deutsche Buch, die Sammlung deutscher Drucke 1450–1912, ed. Bernhard Fabian und Elmar Mittler, Wiesbaden: Reichert 1995, S. 92.

² Wolfgang Frühwald, Die Sprache und die Natur des Menschen, von Gottsched zur Moderne, in: Johann Christoph Gottsched zum 300. Geburtstag, Gelehrter, Theaterreformer und Schriftsteller der Aufklärung, ed. Gotthard Lerchner. Leipzig: Sächsische Akademie der Wissenschaften 2000, S. 14–27, hier S.15.

³ Cf. dazu die noch immer unersetzte Arbeit von Klaus Garber: Martin Opitz – ›Der Vater der deutschen Dichtung‹, eine kritische Studie zur Wissenschaftsgeschichte der Germanistik, Stuttgart: Metzler 1976.

deutschsprachigen Raum eben von Opitz über Johann Christian Günther und Gottsched bis zur ›deutschen Klassik‹ reicht.

Die epochemachende Leistung, auf die jener rühmende Beiname eines ›Vaters der deutschen Dichtung‹ hinweist, bestand zunächst im Entwurf einer auf den natürlichen Versakzent gegründeten Prosodie der deutschen Sprache. Opitz wandte dazu den Blick von der silbenzählenden Metrik der Franzosen, der zur gleichen Zeit beispielsweise Georg Rodolf Weckherlin folgte, auf die der deutschen Sprache sehr viel näher liegende akzentuierende Verslehre der Niederländer. Mit seinem *Buch von der deutschen Poeterey* schuf er die Grundlage der im Deutschen bis heute befolgten Prosodie, der gemäß der Versakzent stets mit dem Wortakzent übereinkommen soll. Die Versreform bildete im 17. Jahrhundert die Voraussetzung für die Übertragung der elaborierten Vorschriften und Muster der humanistischen Poetik in die eigene Volkssprache. Dies war in den wichtigsten europäischen Kultursprachen bereits im 16. Jahrhundert vollzogen worden, und zwar stets in der Kombination von poetologischem Lehrwerk und entsprechenden literarischen Mustertexten. Für Italien leistet dies am Beginn des 16. Jahrhunderts Pietro Bembo, für Frankreich in der Mitte des Jahrhunderts Joachim Du Bellay, in England zu dessen Ende hin Sir Philip Sidney. In die Nachfolge dieser Autoren tritt Martin Opitz mit seiner Poetik und der im Anschluß daran erscheinenden Reihe von deutschsprachigen Werken in den wichtigsten humanistischen Gattungen, zunächst in der Lyrik, bald darauf aber auch in Epik und Roman, in der Tragödie und im Schäfergedicht. Zum Teil leistet er dies in Übersetzungen, so für die Lyrik durch Übertragungen aus dem Neulateinischen, aus Francesco Petrarca und vor allem Pierre de Ronsard, für den Roman mit der Übersetzung der *Argenis* von John Barclay und für die Tragödie mit den *Trojanerinnen* des Seneca und der *Antigone* des Sophokles. Andere Mustertexte entstehen durch imitatorische Anverwandlung und Überbietung, so vor allem die *Trostgedichte in Widerwertigkeit deß Krieges* als großes episches Gedicht, das nicht heroisch-kriegerisch, sondern christlich und lehrhaft strukturiert ist, oder die *Schäfferey von der Nimfen Hercinie*, die panegyrisch auf ein schlesisches Grafengeschlecht bezogen ist.

Martin Opitz arbeitet als Dichter also in starkem Maße programmatisch und er orientiert sich zentral am klassisch-humanistischen *imitatio*-Konzept der europäischen Tradition. Die Abwertung einer solchen traditionsorientierten Poetik im Zuge der aufklärerischen und klassisch-romantischen Originalitätsforderung hat das Bild des Dichtungsreformers Opitz in besonderem Maß betroffen, kann aber heute nicht mehr Maßstab der literarhistorischen Beurteilung sein. Uns zeigt sich der ›Literaturreformer‹ Opitz in seinem Werk wie seinem Lebensweg als Bürger einer europäischen ›Gelehrtenrepublik‹, der freilich auch die Konfliktlage zu den Machtverhältnissen der Staatenpolitik und zur Ständehierarchie der Gesellschaft in exemplarischen Weise auszuhalten und in seinem Sinn zu gestalten wußte. So gilt es, das Konzept der poetischen Nachahmung in seiner produktiven sprachbildenden Kraft gerade im Bezug auf die jeweilige historische Lebenswirklichkeit zu

überprüfen. Im Fall von Martin Opitz bietet sich das in besonderer Weise an, ist er doch einerseits der Dichter einer imitatorisch verfahrenen Poetik *par excellence*, andererseits aber aktiv und unmittelbar in die politischen und konfessionellen, kriegerischen und ständischen Auseinandersetzungen seiner Zeit, die die Zeit des Dreißigjährigen Krieges ist, eingebunden. Seine literarischen Texte sind von daher durch einen hohen Aktualitätsbezug ausgezeichnet. Die Leitbegriffe ›Nachahmung‹ und ›Lebenswelt‹ bilden für uns die Spannungspole einer solchen Fragestellung.

Unser Band versucht, aus seiner besonderen Perspektive heraus, doch ein Gesamtbild von Opitzens Wirken zu skizzieren. Dabei gehen wir von der Konzeption der ›Lebenswelt‹ aus »als einer wahrgenommenen Wirklichkeit, in der soziale Gruppen und Individuen sich verhalten und durch ihr Denken und Handeln wiederum Wirklichkeit produzieren«. ⁴ Im Kontext der Frühen Neuzeit vollzieht sich eine solche Wirklichkeitskonstruktion allerdings in genau zu umschreibenden Textsorten, die durch traditionale und normative Vorgaben strukturiert sind. Die Text- und Wahrnehmungsmuster sind dabei selbst gerade nicht an Konzepten des ›Wirklichen‹ oder ›Authentischen‹, wie sie historisch später formuliert werden, ausgerichtet, sondern an solchen einer durch verbindliche Muster repräsentierten Wirklichkeit.

Opitz hat sich im Lauf seines erfolgreichen Lebens, das schon den Zeitgenossen für die Etablierung eines Gelehrten vorbildlich erschien, immer neue Wirkungssphären sichern oder sogar schaffen können. Der Selbstverständlichkeit, mit der er sich solche neuen Handlungs- und Rezeptionsräume erschließt (Schlesien; der Oberrheinische Raum; die europäische Bildungsreise; Siebenbürgen; Polen), entspricht gewiß auch Opitzens soziale Mobilität. Seine Biographie wird schon von den Zeitgenossen als musterhaft für die Aufstiegschancen, die gelehrter Bildung zu verdanken sind, begriffen. Anderenteils durchmißt er »auf seinem Reiseleben nur eng begrenzte soziale Räume«; er bleibt, sobald ihm dieser Aufstieg erst einmal gelungen ist, ein Bürger der ›Gelehrtenrepublik‹. ⁵

Einer medial noch wenig ausdifferenzierten Gesellschaft bedeutet allerdings auch ein solcher Wechsel zwischen sozial homogenen Lebenswelten, wie er in Opitzens Biographie so ausgeprägt zu konstatieren ist, stets auch den Eintritt in neue Wissenswelten und Erfahrungsmöglichkeiten. Andererseits jedoch wird der geographisch fixierte Kontext doch schon aufgebrochen durch die Medien einer Öffentlichkeit, die vor allem auch die Maßstäbe der Poesie und Gelehrsamkeit überregional definieren.

⁴ Rudolf Vierhaus, Die Rekonstruktion historischer Lebenswelten, Probleme moderner Kulturgeschichte, in: Wege zu einer neuen Kulturgeschichte, ed. Hartmut Lehmann, Göttingen: Wallstein 1995, S. 5–28, hier S. 13.

⁵ Cf. das Nachwort von Walter Schmitz zu der kommentierten Edition: Martin Opitz (1597–1639), Orte und Gedichte, ed. Walter Schmitz e.a., S. 191–196, hier S. 194.

Weiterhin agiert Opitz in einem sich neu ausbildenden Schnittfeld von gelehrt-literarischer und politischer Welt. Die Herrschaftsstände sucht er in sein »Projekt gebildeter und moralisch gefestigter Freiheit«,⁶ das gegen die »Barbarei des Zeitalters« gewendet ist, mit einzubinden. Mit der zeitgenössischen Gelehrtschaft steht er – an seinen wechselnden Aufenthaltsorten wie auch in seinem ausgedehnten Briefwechsel – im Austausch; seine jeweiligen Lebenswelten vermag er, nicht zuletzt dank dieser Kontakte, auch neu zu prägen. Das Verhältnis von literarischem – normsetzendem – Anspruch und sozialer Rolle gehört somit ebenfalls in dieses Themenfeld des Wechselverhältnisses von Repräsentationsmuster und Lebenswelt.

Zu eben jener traditionsorientierten Bildungs- und Dichtungskonzeption, die auf autoritative, aber lebensweltlich gleichsam »entleerte« Muster aus ganz anderen historischen Kontexten verwiesen ist, tritt dieser mit kulturellen Erfahrungen und politischen Interessenlagen vielschichtig durchsetzte Bereich dabei in eine spannungsvolle Beziehung. Somit soll er nicht bloß als zeitgenössischer »Hintergrund« solcher Dichtungsproduktion aufgefasst werden, sondern als deren lebensweltliche Motivation. Zu problematisieren ist derart vor allem auch eine bloß statische Auffassung der Traditionsorientierung, die sich durch eine Überbetonung der traditionsgeschichtlichen Bedingtheit der Epoche und ihres Repräsentanten Opitz nicht selten ergeben hat.

Eine Gruppe von Beiträgen wird jeweils diese Konstruktion von repräsentativen Lebenswelten im Blick auf die entsprechenden Textzeugnisse aus regionaler geographischer Perspektive skizzieren. Neben die Topik von Regionen (beispielsweise der Niederlande als eines Leitbildes gelehrter Kultur oder Siebenbürgens als eines locus ländlicher Abgeschlossenheit) tritt die soziale Topik (am Beispiel des Hofes); soweit es die karge Überlieferungslage zuläßt, soll auch die Möglichkeit neuer Perspektivierungen durch Wissens- und Erfahrungswelten bedacht werden.

In den weiteren Abschnitten des Buches soll der kulturgeschichtliche Komplex aus traditionsgeschichtlicher Prägung und lebensweltlicher Motivation aus der Perspektive der Texte analysiert werden. In einem poetologischen Teil werden entsprechende Leitbegriffe vor allem anhand des *Poeterey*-Buches fokussiert, so die epochale Nachahmungskategorie, die als Erbe des europäischen Humanismus für die Opitzsche Dichtungsproduktion in besonderer Weise leitend ist, und die damit eng verknüpfte Gattungspoetik. Damit wird zugleich die systematische Dimension unseres Themas erschlossen. Als übergreifendes Paradigma der frühneuzeitlichen Poetik bietet die *imitatio*-Kategorie im Schnittfeld von historischer und systematischer Literaturbetrachtung einen zentralen literaturgeschichtlichen Anknüpfungspunkt an die

⁶ Wilhelm Kühlmann, Martin Opitz, deutsche Literatur und deutsche Nation, Herne: Martin-Opitz-Bibliothek 1991, S. 49.

noch immer aktuelle Intertextualitäts-Diskussion, also an die Überschreitung lebensweltlicher konstruierter Grenzen im Medium der Texte selbst. Eine gerade auch unter systematischem Aspekt geforderte Neubewertung der lange Zeit mit pejorativen Konnotationen ersehnenen Nachahmungspoetik sollte sich wohl auch grundsätzlich auf die Einschätzung des Opitzschen Werkes auswirken.

Der umfangreichste Abschnitt unseres Bandes ist dann den einzelnen Werken gewidmet; hier geht es jeweils um die Verknüpfung der musterorientierten Dichtungskonzeption mit den lebensweltlichen Anlässen im exemplarischen Fall. Dafür stehen die Beiträge zum Petrarkismus, zur Gelegenheitsdichtung, zur Übersetzungspraxis aus den alten wie den neuen Sprachen einerseits, zur Kriegserfahrung und deren Thematisierung etwa im Rahmen überlieferter *consolatio*-Vorstellungen in den *Trostgedichten in Widerwertigkeit deß Kriegeres* andererseits vor allem ein. Wieweit Opitzens Lebenswelten für die Produktion von Opitzens Texten bestimmend sein konnten, wird dabei jeweils im einzelnen zu überprüfen sein, wenn beispielsweise die Ode *Galathee* seine Reise über Holland nach Dänemark in die Sprach-Welt der Vergilschen *Bucolica* überträgt oder wenn die Konfiguration von persönlicher Bekanntschaft, Werkübersetzung und eigenem Schaffen am Beispiel seiner Beziehung mit Grotius beleuchtet wird; zu ›Kontexten‹ werden somit Aspekte der ›Lebenswelten‹, die als Wissensumfeld textuell repräsentiert sein können, wie sie auch die medial repräsentierte Öffentlichkeit insgesamt einbeziehen; dabei weitet sich auch das Spektrum auf den Medienwechsel zwischen Text und Bild.

Gewiß hätte es nahegelegen, auf die historische These auch bereits mit einer rezeptionsgeschichtlichen Reflexion zu antworten. Die Rezeptionsgeschichte Opitzens ist, nach der wegweisenden Monographie von Klaus Garber kaum noch weiter erforscht worden. So steht der Beitrag von Eberhard Mannack für ein Spektrum analytischer und produktiver Aneignung ein, das von der Folgegeneration, dann von Johann Christian Günther, von Gottsched bis zu Johannes R. Becher und Günter Grass reicht; die Konstellation von – möglichen – Normativitätsansprüchen und sozialer Rolle wäre auch hier jeweils im Sinne der Leitfrage unserer Tagung zu erörtern.

Der Band dokumentiert ein Kolloquium, das anlässlich der Jubiläumsfeierlichkeiten zum vierhundertsten Geburtstag Opitzens in Görlitz stattfand. Wir danken Stadt Görlitz für freundlich gewährte Gastfreundschaft, der Deutschen Forschungsgemeinschaft für die großzügig gewährte Förderung unserer Veranstaltung, den Herausgebern der Reihe »Frühe Neuzeit« für die Aufnahme des Bandes in diese Reihe. Die Drucklegung hat sich, aufgrund von Umständen außerhalb unserer Verantwortung, verzögert; um so mehr freuen wir uns, ihn nun der Öffentlichkeit vorlegen zu können. Dem Verlag wissen wir uns für die gewohnt zuverlässige Betreuung des Bandes wie stets verbunden.

Nach dem Abschluß der Druckvorbereitungen erreichte uns die unerwartete Nachricht des Todes von Ulrich Schulz-Buschhaus und wir denken mit Trauer und Dankbarkeit an die Görlitzer Begegnung mit ihm.

Dresden und Frankfurt, März 2002

Thomas Borgstedt
Walter Schmitz

Hans-Gert Roloff

Martin Opitz – 400 Jahre!

Ein Festvortrag

Festvorträge sind eine eigene Species, eine – wie man heute sagt – Textsorte im Bereich der zünftigen Redelehre. Dort werden sie als *genus demonstrativum* bezeichnet. Ihnen wird die feierliche Funktion, über ihren Gegenstand Lob (oder Tadel) zu verbreiten, zugewiesen. Im Gegensatz dazu bestimmen bei wissenschaftlichen Colloquia das *genus deliberativum* oder gar das anklägerische oder defensive *genus iudiciale* das Redeklima.

Es dürfte nicht gerade an den Haaren herbeigezogen sein, wenn ich die Erinnerung an die klassische Redelehre, deren *praecepta* und *principia*, deren Regeln und Verfahrensweisen seit der Antike für die europäische Verbal-Kommunikation Verbindlichkeit hatten, an den Anfang eines Festvortrages zu Martin Opitz stelle – hatte dieser denkwürdige Scribent doch in seiner Poetik ausdrücklich auf die Rhetorik hingewiesen: das V. Capitel, das »von der zuegehör der Deutschen Poesie« handelt, leitet er mit der Definition ein:

Weil die Poesie/ wie auch die Rednerkunst/ in dinge vnd worte abgetheilet wird; als wollen wir erstlich von erfindung vnd eintheilung der dinge/ nachmals von der zuebereitung vnd ziehr der worte/ vnd endlich vom maße der sylben/ Verse/ reimen vnd vnterschiedener art der carminum vnd getichte reden.

Übersetzen wir die deutschen Begriffe zurück in die lateinische Terminologie, so sind es die Kernbegriffe der antiken Rhetorik: »Dinge und Worte« = *res et verba*; »erfindung« = *inventio*; »eintheilung der dinge« = *dispositio*; »zuebereitung und ziehr« = *elocutio* und *aptum*. Daß der Redner und der Dichter bei ihrem sprachlich-literarischen Schaffen vergleichbare Prozeduren für die Textkonstituierung zu verfolgen haben, ist natürlich keine Entdeckung von Opitz, sondern gehört zum theoretischen Allgemeingut seit der Antike, seit Aristoteles, Horaz, Cicero u. a. Opitz aber steht in dieser langen europäischen Tradition – ein Grundphänomen, das man bei der Betrachtung seines Werkes stets vor Augen haben muß, aber bis heute leider nicht hat, da man seine Ausbildung zu wenig berücksichtigt.

Was er aber aus dieser Kenntnis in Theorie und Praxis für die deutsche Literatur gemacht hat, faszinierte allem Anschein nach die Zeitgenossen und setzte seit dem 18. Jahrhundert die Federn, Füller und PCs von Scharen von Literaturwissenschaftlern in Bewegung – anscheinend ein unendliches

Faszinosum bis in unsere Tage, dem auch wir uns nicht versagen können, sonst säßen wir nicht hier zusammen, um ihn zu feiern.

Was aber bedeutet ›Feier‹? Sie ist ein kultureller Akt der *memoria*, des Erinnerns, Gedenkens an einen Menschen, an sein Leben und seine Leistung in der Gemeinschaft, in der Geschichte.

Was besagt es aber, daß wir uns gerade zum Opitz-Gedenken anlässlich seines 400. Geburtstags intensiv mit ihm beschäftigen? War und ist er so populär? Wer kennt ihn schon genau? Was seine Popularität heute angeht, so fühlt man sich veranlaßt, Lessings maliziöses *dictum* auf Klopstock auf ihn anzuwenden:

Wer wird nicht einen ›Opitz‹ loben?
Doch wird man ihn auch lesen? Nein!
Wir wollen weniger erhoben
Und mehr gelesen sein.

Wer liest Opitz heute noch? Vielleicht ein paar Frühe-Neuzeit-Fetischisten, aber sonst vermutlich nicht einmal die gesamte Zunft der germanistischen Literaturwissenschaftler. Der Mangel an Ausgaben stimmt bedenklich. Die große Opitz-Ausgabe, in den sechziger Jahren begonnen, ist noch nicht abgeschlossen. An die Briefe hat sich bisher niemand herangewagt. Und vor allem: Das Umfeld ist noch gar nicht erschlossen. Und populäre Ausgaben gibt es kaum, natürlich weil sie sich verlagsökonomisch nicht lohnen.

Was also ist uns Opitz bisher? Man kann sagen, *vulgo*: ein lateinisch und deutsch schreibender Schriftsteller, ein Poet, ein in seiner Zeit von einigen Mitstreitern geschätzter Theoretiker, heute vielfach als Visionär einer Nationalliteratur belangt, im Grunde genommen aber ein gelehrter Poet, ein literarischer Importeur, ein Übersetzer von Mustertexten. Und im Rückblick über den Hügel der Weimarer Klassik schien er Generationen und Generationen klein, überholt, trocken, pedantisch. Vor 100 Jahren, zum 300sten Geburtstag, hat man Opitz nicht gefeiert, obwohl die Germanistik 1897 schon aus den Windeln war. Wer hätte ihn auch feiern sollen? Erich Schmidt? Konrad Burdach? Franz Munker? Gustav Roethe? Ernst Elster? Julius Petersen? Max von Waldberg? Zu schwer lastete anscheinend Wilhelm Scherers kanonisches Urteil auf ihm: »Opitz [wurde] der Name ..., an den sich für Deutschland nicht bloß die verbesserte Metrik, sondern auch ein neuer Stil und scheinbar die Anfänge einer neuen literarischen Epoche knüpften. Aber nie hat ein unbedeutenderer Dichter mit so geringem Recht eine bedeutende Stellung in der Literaturgeschichte errungen, als Opitz«.

Demgegenüber ist wohl zu sagen, daß Opitz zu kennen heute – außerhalb der dazu verpflichteten Fachwissenschaft – zwar keine bloße Bildungspflicht mehr ist, aber einen großen Reiz darstellt, einen Reiz an der Partizipation der Geschichte, nicht an einer gewissen Belehrung durch die Historie, sondern an der Erfahrbarmachung einer anderen Text- und Geisteswelt. Es wäre wenig sinnvoll, Opitz zu einer Pflichtlektüre infolge

literaturwissenschaftlich-historischer Doktrinen zu machen. Was aber faszinierend sein dürfte, ist: in ihm und seinem Werk die Begegnung mit der Geschichte, mit dem exemplarischen Menschen, mit dem Problemfeld früherer Humanität und menschlichen Verhaltens zu vollziehen. Und das geht nur über eine breite grundlegende Erforschung der Daten und Fakten. Daß uns die Frühe Neuzeit durch die Manipulationen des 19. und 20. Jahrhunderts aus dem Blickfeld gekommen ist, besagt nicht, daß wir es darauf beruhen lassen sollten. Die Rückeroberung der Vergangenheit, der Geschichte, mittels der Literatur ist ein erregender Vorgang. Vielleicht eindrucksvoller und bequemer als Museumsbesuche oder architekturhistorische Bildungsreisen. Insofern ist zu fragen: Was bietet uns die Besichtigung von Opitz' Leben und Werk? Was ich Ihnen hier in der Stunde des Gedenkens bieten möchte, kann nur ein Umriß einiger wichtiger Positionen und Stationen sein, doch möchte ich das Bild so fassen, daß daraus die Person und das von ihr geleistete und gemeisterte Leben deutlich wird. Erlauben Sie mir, mit einem Exkurs zu beginnen.

Vierhundert Jahre Opitz – und 70 Jahre Günter Grass! Ich möchte es uns nicht versagen, zu Anfang den Opitz aus der Grass-Perspektive zu erinnern – vielleicht ließe sich auch der Grass aus dem Opitz anpeilen, vielleicht kein allzu weites Feld. Im *Butt* vor mittlerweile 20 Jahren fingiert Grass, auf den 2. September 1636 datiert, eine Begegnung zwischen Opitz und dem jungen Gryphius. Ich zitiere hier die wesentlichen Stellen aus dem Gespräch:

Vielleicht zu beiläufig, nachdem er den Tod des letzten Schutzherrn der schlesischen Flüchtlinge im polnischen Lissa und Fraunstadt, Fürst Raffael Leszczynski, erwähnt hatte, lobte Opitz das kühne, manchmal freilich zu ungebundene Versmaß einiger Sonette des Gryphius. Dann beklagte er, daß deren ungehemmte Schmerzbekundungen, das Jammertalige ihres Tonfalls und die Verdammung auch der kleinsten irdischen Lust als eitle Nichtigkeit außer Maß seien. Er sagte, zwar stelle auch ihn, den unruhig Suchenden und im Scheitern Kundigen, der schöne Vers ›Sollte denn die Wasser-Blas, der leichte Mensch, bestehn?‹ schmerzlich infrage, zumal er früher ähnlich Nichtendes geschrieben habe, doch könne er nicht alles menschliche Tun als ›Heu, Staub, Asch und Wind‹ verwerfen und verweht sein lassen. Schließlich gebe es Nützliches. Oft liege unter Trümmern, was seinen Bestand wahr. Die Spur zeuge fort. Selbst im Vergeblichen bleibt der Mut des redlichen Mannes kenntlich. Nichts falle aus sich. Es habe ihn der Schwedenkanzler Oxenstierna von der Notwendigkeit politischer Tat überzeugt. Das Gute finde sich nicht, müsse vielmehr gesiebt werden. Überhaupt sei der Gryphius zu jung, um alle Welt als Jammertal zu lokalisieren und sich pausbäckig, wie er nun mal gesund glänze, Tod und Moderloch zu wünschen. Das alles, Lust und Weh, müsse erst noch gelebt werden.

Darauf trank der junge Gryphius seinen Becher Würzwein leer, starrte auf Nelke und Muskatblüte, die im Bodensatz blieben, verfinsterte sich alttestamentarisch, ... sprach unbeirrt, als habe er seine Rede vorbedacht, wobei sein rechter Zeigefinger der Tischkante Rhythmen schlug.

Zuerst beteuerte er, wie dankbar seine Poetengeneration von des Opitz theoretischem Werk Gebrauch gemacht habe, wie entschlossen er und die anderen Jungen auf das teutsche Versmaß fixiert und vom lateinisierenden Schönont angewidert seien; ... Er, der hervorragende Opitz, habe seine Kraft politisierend vergeudet, er,

der vom Kaiser bekränzte, geadelte Opitz, habe der Diplomatie gegeben, was er der Poeterey schuldig geliebet sei, er, der regelkundige Opitz, habe der Hebungen und Senkungen wegen des Menschen ganze Erbärmlichkeit mit Wortplunder verhängt, er, der immer geschäftige Opitz, habe, solange der Krieg sich ziehe, die schmutzigen Geschäfte wechselnder Fürsten besorgt und könne auch jetzt, obgleich im sicheren Hafen, nicht davon lassen, hier dem Polenkönig Wladislaw beratende, den kleinen Vorteil wägende Briefe zu schreiben, dort den Schwedenkanzler Oxenstierna mit Agentenberichten über das Anwerben preußischer Söldner für die kaiserlichen Armeen zu beschicken. All das tue Opitz gewiß in Sorge um das arme, schon wieder katholisch gepreßte Schlesien, aber auch um harte Taler, die ihm polnisch-schwedisch ausgezahlt worden seien für zwielichtigen Doppeldienst, für Spitzeltum und wieselige Zwischenträgerei. Deshalb sei es Zweideutigkeit, die ihm, Opitz, die Sprache verschlage, während der Würgekrieg und die Seelennot der ohnmächtigen Menschenkinder den Poeten ohne Umschweife beredt machen sollten. Er aber, der wendige Opitz, habe, wie es gerade kam, den Evangelischen gedient und den Jesuiten das antiketzerische Manuale verteutscht. In katholischen Messen sei er heuchelnd aufs Knie gefallen. Als Magdeburg fiel und elend wurde, habe er sogar Schmähdgedichte auf die gottesfürchtige Stadt geschrieben ... so daß man ihn habe verfluchen müssen im protestantischen Haus. Und Breslauer Töchtern, man wisse von zweien, habe er durchreisend Kinder gemacht, aber die Alimente nicht zahlen wollen. Und all die antikisch geputzten Lob- und Dankeshymnen, die er, der buckelnde Opitz, gewiß immer sauber der Regel nach, für den blutsaugenden Grafen Dohna in Verse gesetzt habe ... seien zwar meisterlich, wie es sein Büchlein über die teutsche Poeterey so dankenswert lehre, aber ohne notwendiges Empfinden und brennend Wort, sondern von lauem Geschmack. Da sagte nach einer Weile ... der ältere Opitz zu dem jungen Gryphius: Jaja, das stimme alles beinahe. Er habe sich in kriegswirren Geschäften verzettelt, sei immer mit Botschaften, vermittelnden Gesuchen, verbrieftem Hilfgeschrei unterwegs und in Pflicht gewesen, habe sich mit Breslaus Töchtern mehr erschöpft als vergnügt, habe sich vor den Jesuiten fürchten, sich der Fürstengunst versichern müssen, wolle sich aber dennoch, wie der hochgelehrte Grotius, ... als ein Ireniker oder Friedensmann verstehen, denn ihn trüge keine Partei, sondern der Wunsch nach Duldung jeglichen Glaubens, weshalb er auch jetzt noch, obgleich schon müd gerungen, den Kanzler Oxenstierna in Briefen bewegen wolle, nun, nach des Kaisers Schwäche, die Armee des Marschalls Baner stark zu machen, damit der Schwede samt Torstensons Reitern und den schottischen Regimentern Lesley und King die Vereinigung der kaiserlichen Truppen mit den verräterischen Sachsen behindere, ja, eigentlich strebe er an, ... daß sich die Schwedenmacht womöglich mit dem polnischen Wladislaw gegen Habsburg verbünde, zumal der Polenkönig noch immer auf Schwedens Krone spekuliere, weshalb er, Opitz, auch im Vorjahr ein Lobgedicht auf die polnische Majestät gedichtet habe, in dem er zwar des Königs Friedensliebe und klug gewährte Waffenruhe preise ... doch müsse er immerfort, und sei es zum Schaden der Poeterey, um das schlesische Elend besorgt bleiben, auch wenn er an heilem Ort Wohnung genommen habe, damit ihm noch etwas in Versen gelinge. Denn nur darauf komme es an, sagte Opitz wie abschließend, indem er den jungen Gryphius nun mit vollem Blick unterwies: »Nachmals ist ein jeder verß entweder ein iambicus oder trochaicus; nicht zwar daß wir auff art der griechen vnnd lateiner eine gewisse größe der sylben können in acht nemen; sondern das wir aus den accenten vnnd dem thone erkennen, welche sylbe hoch vnnd welche niedrig gesetzt soll werden.«

Da brachte schon, bevor sich Gryphius heftig entladen konnte, die immerfort nur um den Mund lächelnde Küchenmagd auf silberner Platte einen gekochten Dorsch, den sie Pomuchel nannte.

Zwei Opitz-Bilder stehen sich gegenüber: der Opportunist und Karriere-Hasardeur, wie ihn die junge Generation von ihrem ideologisch par-

teischen Standpunkt aus sieht und einschätzt und die Fakten von dessen Charakterlosigkeit scharf benennt: die protestantisch-lutherische Position in aller Härte. Demgegenüber der kryptocalvinistische Intellektuelle im Dienste einer eigenen Idee, ausgeliefert den Ansprüchen des Lebens, aber sich auch bewußt der Notwendigkeit der List, um als Ireniker Toleranz und Ausgleich auf eigene Kappe durchzusetzen. Die Polarisation beider Ansichten ist der Opitz-Forschung nicht fremd, durchzieht und bestimmt sie immer wieder. Ich möchte hier versuchen, anhand der Fakten von Leben und Werk einen Eindruck zu vermitteln, welche der beiden Ansichten wohl das größere Vertrauen verdient.

I. Zeit, Herkunft und Ausbildung

Als Martin Opitz am 23. Dezember 1597 in Bunzlau geboren wurde, war Schlesien eine relativ ruhige Provinz, die zu Böhmen gehörte. Der habsburgische Kaiser regierte in seiner Eigenschaft als böhmischer König. Die Konfession war mehrheitlich lutherisch, und Kaiser Rudolf II. wird 1609 nochmals die religiöse Freiheit garantieren und sie im sog. Majestätsbrief bestätigen. Nach seinem Tode im Jahre 1612 zog der habsburgische Hof von Prag wieder ins katholische Wien. Unter Kaiser Matthias (1612–1619), dem Bruder Rudolfs II., wurde Böhmen vom Hause Habsburg administriert. 1618 kam es zum Aufstand in Prag gegen die habsburgischen Lehensherren und zum berühmten Prager Fenstersturz. 1619 bis 1637 trug Ferdinand II. die Kaiserkrone. Die Böhmen wählten 1619 aus Protest gegen die Habsburger den pfälzischen Kurfürsten Friedrich V. zum böhmischen König, der die Wahl als Herausforderung gegen das habsburgische Kaiserhaus annahm. Nach der Inthronisation des Pfälzers verbündete sich Ferdinand mit der katholischen Liga. Bei der Schlacht am Weißen Berge am 8. November 1620 unterlag der Winterkönig Friedrich von der Pfalz und wurde in die Flucht geschlagen. Damit setzte eine intensive katholische Restauration in Böhmen und in einigen Teilen Schlesiens ein. In der Rheinpfalz säuberte der Feldmarschall Spinola insbesondere Heidelberg von den Calvinisten und verfrachtete die berühmte *Bibliotheca Palatina* in den Vatikan, wo sie sich heute noch befindet. Die Pfalz und die Oberpfalz wurden von bayerischen Truppen besetzt, Böhmen unterstand habsburgischen Truppen. Nur Schlesien hatte keine faktische Besatzung. Das hing damit zusammen, daß Ferdinand die Garantie der alten Rechte anbot, wenn Schlesien sich von Friedrich V. lossagte und dem Hause Habsburg huldigte. Schlesien ist weiterhin auf diesen Kompromiß eingegangen und handelte sich damit eine gewisse Religionsfreiheit ein.

Martin Opitz entstammte einer alten Bunzlauer Familie, die nachweislich seit dem 14. Jahrhundert dort ansässig war und seit eh und je dem Flei-

scherhandwerk nachging. Auch der Vater Sebastian Opitz stand in dieser Tradition. Sie waren lutherisch gesinnt. Die Mutter starb bald nach der Entbindung des Kindes. Der Vater heiratete noch dreimal, in späterer Zeit versehen mit den Hochzeitsgedichten aus der Feder des mittlerweile berühmt gewordenen Sohnes. Um die Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert lebte Bunzlau in einer wirtschaftlichen und kulturellen Blüte, die sich auch in seinen Bildungsinstitutionen niederschlug. Die Bunzlauer Stadtschule, die Opitz seit 1605 besuchte, muß vorzüglich gewesen sein. Opitz galt, wie uns sein Freund und Biograph Christoph Coler berichtet, als guter Schüler, hochbegabt, schon als Knabe bemerkenswert aufgeweckt und von schnellem Begreifen und trefflichem Gedächtnis. Er soll schon als Schüler äußerst strebsam und ehrgeizig gewesen sein. Bekannt sind deutsche und lateinische Schulaufführungen, an denen Opitz teilgenommen haben soll; vielleicht ist das auch nur der übliche Topos, daß kein Dichter ohne Theater in der Jugend auskommen könnte Er hat die Stadtschule bis 1614, also neun Jahre besucht, und zwar bis zu dem Punkt, wie Coler uns versichert, an dem er selbständig in gebundener und ungebundener Rede lesen und schreiben konnte, d. h., bis er in lateinischer Rede und Dichtung sicher war. Seinen Lehrern Christoph Buchwälder, Georg Sauer, Martin Tscherning und vor allem aber Valentin Senftleben, der das Rektoren-Amt nach dem Tode von Opitz' Onkel versah, war er zu stetem Dank verpflichtet. Mit seinen Lehrern ist er auch späterhin noch sehr eng verbunden gewesen, seine ersten poetischen Schritte in die Öffentlichkeit galten dem Bunzlauer Kollegium. Auf den Tod seines Lehrers Senftleben dichtete er u. a. wie uns Coler mitteilt:

Daß ich etwas gutes schreibe, liebster Vater, daß machst du;
denn du führtest mich den Musen schon als einen Knaben zu
und daß mich jetzt der Ruf einen ächten Dichter heiße,
stammt von meinem nicht sowohl sondern nur von deinem fleiße.

Interessant ist, daß aus der Bunzlauer Schulzeit zwei Mitschüler mit Opitz in Freundschaft lebenslanglich verbunden waren und bei vielen Gelegenheiten wirkungsvolle Weichenstellungen durch Empfehlungen vornahmen. Es sind dies Bernhard Wilhelm Nüßler (1598–1643) und Caspar Kirchner (1592–1627), der überdies ein blutsverwandter Vetter von Opitz war. Die Glaubensgenossenschaft und die daraus resultierende Hilfsbereitschaft bewährten sich bei Opitz lebenslang – man muß es erst noch eruieren.

Die erkennbare Begabung des mittlerweile fast 17-jährigen Martin nötigte die Familie, ihn zu einer weiteren und besseren Ausbildung nach Breslau zu entsenden, was bezeichnenderweise aber nur durch ein Stipendium möglich war, das aus der Kasse der mütterlichen Familie Rothmann stammte. Die Metzgerei warf anscheinend nicht so viel ab, um Opitz ein sorgenfreies Studium zu gewähren.

Wir werden immer wieder feststellen können, wie Unterhaltsprobleme Opitz plagen – bis fast zu seinem Lebensende.

Er kam an die Breslauer Maria-Magdalenen-Schule, deren Rektor Johann Höckelshofen (1557–1618) war. Der führte ihn bei den Honoratioren der Stadt ein, so bei Caspar Cunrad, dem angesehensten Arzt der Stadt, bei dem Juristen Nicolaus Henelius und bei Daniel Rindfleisch, welcher sich Bucretius nannte und bei dem Opitz die Erziehung von dessen Söhnen Daniel und Theodor übernahm. Die Breslauer Schulzeit galt vor allem dem Erwerb weiterer Bildung, dem Studium in den klassischen Sprachen. Seine vorzüglichen Lateinkenntnisse und seine griechischen Sprachkenntnisse verdankt er diesem Institut. Seine ersten lateinisch-poetischen Dichtungsversuche fallen in diese Zeit; ein Sammelband mit lateinischen Gelegenheitsgedichten für 17 Bunzlauer Bürger, seinem Lehrer Valentin Senftleben gewidmet, erscheint 1615 und erweist ihn als einen bemerkenswerten jungen neulateinischen Poeten. Daß Opitz' Werk etwa 40% neulateinische Schriften enthält, wird von den Germanisten, die ihn gern den ›Vater der deutschen Dichtung‹ nennen, meist übersehen!

Von großer Bedeutung für seinen weiteren Lebensweg war, daß er im Kreise der Honoratioren in den Calvinismus-Bereich geriet. Die Breslauer hatten ihre mehr oder weniger verdeckten Beziehungen zu Heidelberg und Straßburg und haben ihren jungen Leuten diese Verbindungen und Beziehungen angeeignet lassen. Auch durch Vermittlung der Breslauer Gönner konnte Opitz dann das sog. *Schoenaichianum* in Beuthen besuchen, eine Privat-Hochschule, die der Freiherr von Schoenaich eingerichtet hatte und die vom Geist des Calvinismus bestimmt war, aber sich jeglicher religiöser Polemik und Intoleranz unter den Lehrenden und unter den Schülern versagte. Die Ausbildung, die hier geboten wurde, war vorzüglich. Opitz traf hier auf Caspar Dornau, der in der Beuthener Schulzeit sein höchst einflußreicher Lehrer gewesen ist. Seinen Lebensunterhalt mußte sich Opitz freilich als Hofmeister des Sohnes von Tobias Scultetus von Schwanensee und Bregoschütz verdienen. Auch dieser Mäzen stand in regen Beziehungen zur Pfalz und zu Straßburg. Es scheint, daß Opitz in Beuthen auch einen regen Kontakt zu polnischen Wissenschaftlern und Studenten unterhielt und u. U. einen starken Einfluß seitens der hier ansässigen Arianer-Sekte erfuhr. Marian Szyrocki führt auf diesen Einfluß Opitz' Sozialkritik, die in seinen Texten immer wieder aufleuchtet, zurück.

Am Ende von Opitzens Ausbildungsphase steht seine zwar nicht gehaltene, aber zweimal gedruckte Universitätsrede *Aristarchus sive de contemptu linguae teutonicae*. Auch wenn es sicherlich nur ein Gag ist, daß er diese Schrift in zwei Tagen konzipiert haben soll, so zeugt sie doch von hohem Bildungs- und Kenntnisstand, von Problembewußtsein im Bereich der Literatur und von praktikablen Lösungsvorschlägen. Historisch gesehen ist sie allerdings nicht so innovativ, wie es gelegentlich in der Literaturgeschichte dargestellt wird.

In der Phase vom ausgehenden 16. bis ins 17. Jahrhundert hinein läßt sich erkennen, daß die Frage einer gehobenen Kunstpoesie in deutscher Sprache in Konkurrenz zur neulateinischen Dichtung und im Wetteifer mit anderen europäischen Dichtungen, vornehmlich Italien, Frankreich, Spanien, Niederlande häufig diskutiert wurde – und nicht erst durch den Primaner Opitz. Ich erinnere nur an Johann Clay (1535–1592), der in seiner lateinisch geschriebenen deutschen Grammatik auf die Nowendigkeit deutschsprachiger Dichtung hingewiesen hatte und bereits für die Überwindung der Differenz zwischen Wort- und Versakzent plädierte. Auch aus dem südwestdeutschen Raum lagen zu diesem Problem Vorstellungen und praktische Ergebnisse vor: zu nennen sind vor allem Georg Rudolf Weckherlin (1584–1653) und Tobias Hübner (1577–1636), die eine thematische wie formale Qualifizierung einer Dichtung in deutscher Sprache bereits geprobt hatten – jener, indem er Gefühl und Bildung einbezog, dieser, indem er für den aus Frankreich importierten Alexandriner bereits das deutsche metrische Betonungsgesetz verwandte. Hinzu kommt die Fruchtbringende Gesellschaft, die sich ebenfalls um die Lösung dieser Probleme bemühte. Der junge Opitz selbst hat sein Problembewußtsein nicht aus eigener Anschauung gewonnen, sondern aus den Ansichten und sicherlich Gesprächen seines Lehrers Caspar Dornau, den er als »Fautor meus longe gratiosissimus« im *Aristarchus* bezeichnete. Auch wenn Dornau seine Gedanken zur muttersprachlichen Diskussion erst 1620 in seinem *Ulysses scholasticus* veröffentlichte – es ist nicht anzunehmen, daß er seine Vorstellungen von seinem Schüler bezogen hat. Man kann sicherlich eher davon ausgehen, daß die Anregung zu diesem Thema von Dornau ausgegangen ist, denn es handelt sich um einen schulischen Redeakt, dessen Themenstellung erfahrungsgemäß vom Dozenten vorgegeben wurde.

Opitz geht bei seiner Argumentation von einem spätantiken Kontrast zwischen »Rom« und »Germanentum« aus. Dabei werden die Germanen als die Träger der Tugenden dargestellt: Freiheit (»libertas«), Schutz der Gesinnung für jeden Einzelnen (»mentis propugnaculum uniusque«), Sittereinheit (»virtus candor«), Recht und Gesetz (»jura«, »leges«), Scham und Sittlichkeit (»pudor«, »modestia«); und – so argumentiert er luftig – dazu gehörte eine Sprache, die Kraft und Hoheit besaß. »Accedat vitae ac gestorum gravitatem lingua factis non dispar« – zur Würde ihres Lebens und ihrer Handlungen trat die Sprache hinzu, die ihren Taten entsprach: sie war kräftig und voll von eigentümlicher Erhabenheit. In ihr drückten sie die Gesinnungen ihres erhabenen Geistes frei und ohne Umschweife aus, mit ihr riefen sie sich gegenseitig zum Kampf, mit ihr allein beseitigten sie die Drohungen der Feinde wie mit einem Blitzstrahl. Es war eine edle (»generosa«), vornehme (»nobilis«), vaterländischen Geist atmende (»patriam suam spirans«) Sprache (»lingua«). Sie war lauter, rein und frei von fremder Befleckung und habe durch Jahrhunderte sich diese Qualität bewahrt. Demgegenüber sei die Sprache der Griechen verfallen und verderbt, und

auch die lateinische Sprache sei nach der augusteischen Periode verfallen. Mit dem Niedergang des römischen Imperiums sei dieser »cultissimus sermo« um seine Qualität gebracht worden. Durch die Gnade des Himmels aber haben sich immerhin Zeugnisse der sprachlichen Erhabenheit in Gestalt der Literatur erhalten, aber auch sie wären in Gefahr, gänzlich zu versinken, da die Zeitgenossen sich wenig um Sprachen und Literatur kümmerten und eher Übersetzungen konsultierten als die überlieferten Texte selbst.

Die Kritik am Neulateinischen, die Opitz dann thematisiert, ist bemerkenswert, und zwar insofern, als er sich gerade dieses Neulateins in seinen frühen Dichtungen und Schriften und auch hier im *Aristarch* uneingeschränkt bedient. Sein dilettantisches Sprachbewußtsein in einem Zeitalter, in dem Latein noch die europäische Kommunikationssprache, die Sprache der Diplomatie, die Sprache der Wissenschaften, ja auch die Sprache der Literatur war, überrascht sehr. Man muß es aber konstatieren: denn hinter der Abwertung steckt eine ganz bestimmte Argumentation. Wenn er schreibt: wir berauben die zierliche römische Schönheit der Sprache um ihren angeborenen Schmuck und korrumpieren sie mit täuschender Schminke – das bezogen auf die Leistung des Neulateinischen –, so ist damit natürlich die Abwertung des Neulateinischen zugunsten des Nationalsprachlichen intendiert und sagt nichts über die Leistungsfähigkeit des Neulateinischen aus. Auch seine Konstatierung, die klassische lateinische Sprache neige sich dem Ende zu, da man im Neulateinischen falsch mit ihr umgehe, ist nichts weiter als ein hohles Argumentationspotential im Rahmen dieser Schulrede. So klingt es reichlich hochtrabend, wenn er verkündet, daß es auch mit der Entwicklung der anderen Sprachen nicht besser als mit der des Lateinischen stünde – er spricht von einer »aliarum quoque linguarum catastrophe«; weitere zweckdienliche Ausführungen dazu lehnt er allerdings wegen seiner Unkenntnis (»imperitia nostra«) ab. Entwaffnend ist geradezu, wenn er in naiver Unwissenheit allen Ernstes behauptet: die Sprache der Germanen ist den Zungen der Nachkommen – wie Treue und Reinheit der Herzen – bis heute unzerteilt und unverderbt geblieben. Aber wer von uns läßt sich finden, der diese Sprache zu schützen oder gar zu pflegen wagt? (»Germanorum ... sermo linguas posterorum, ut fides et candor animos, hucusque indivulsus et incorruptus semper est comitatus. Quotusquisque vero nostrum invenitur, qui aut vindicare eam, aut excolere audeat?«) Das, was Opitz hier von sich gibt, ist argumentationsbedingte Schwindelei, um einen positiven Affekt aus dem Vergleich der erhabenen, althergekommenen Sprache und dem neumodernen Niedergang zu gewinnen. Bei Licht besehen war das aber auch für 1617 ein linguistischer Bluff, die Diskussion der Zeit über eine deutschsprachige Kunstpoesie um die Germanenperspektive zu erweitern.

Die Sprachkritik, auf die Opitz abhebt, enthält alte klassische Statements der lateinischen Rhetorik: so die Vorstellung vom *sermo purus*, der durch Einbeziehung von Fremdwörtern und Dialektismen deformiert wird.

Und was stellt Opitz nun als Muster für die Sprachreinheit und die Zierlichkeit im Deutschen seiner Zeit vor: den *Amadis*! Er lag zu dieser Zeit in nahezu 20 Bänden vor und man bediente sich seines eleganten deutschen Stils. Es ist allerdings nicht ausgeschlossen, daß Opitz nur ein damals vielgebrauchtes Florilegium des *Amadis* mit entsprechenden Auszügen kannte. Er rühmt an den einzelnen, dort verwendeten deutschen Wörtern deren Erhabenheit und Zierlichkeit: »*Verba singula majestatem spirant singularem ac elegantiam, et sensus nostros non ducunt, sed rapiunt*« (Die einzelnen Wörter atmen eine einzigartige Erhabenheit und Zierlichkeit und bemächtigen sich nicht nur unserer Sinne, sondern reißen sie geradezu dahin). Freilich hat Opitz nicht gemerkt, daß diese Begeisterung für vorhandene deutsche Sprache zu seiner Zeit seinen eigentlichen Ansatz, eine neue deutsche Kunstsprache zu schaffen, desavouierte.

Als Beispiel für die Anmutigkeit (»*amoenitas*«) der deutschen Sprache zitiert er ein Spruchgedicht des Marner aus Melchior Goldasts Anthologie: *Der erenspiegel ist du scham*. Und er spricht sein Bedauern aus, daß dieser »*felix poetandi spiritus*« – diese glückliche dichterische Begabung – bis auf seine Zeit unterbrochen sei, während in Italien und Frankreich Leute wie Petrarca, Ariost, Tasso, Marot, Bartas, Ronsard dichteten. Geschickt lenkt er auf Heinsius über, den er gerade kennengelernt hatte, und preist dann stolz seine eigenen frisch gefertigten Alexandriner, die er für seinen Gönner Tobias Scultetus gebaut hat, und versucht, sich durch diese Versbeispiele als nicht unwürdigen Sohn des Vaterlandes zu empfehlen. Mit entwaffnender Naivität – oder doch reichlich kalkulierter Raffinesse – rückt er gerade hier seine eigene Begabung ins rechte Licht: »*Iuvit diligentiam natura, et facilitas provocavit audaciam*« – meine Natur half der Sorgfalt, und die Gewandtheit forderte den Mut heraus.

Die deutschsprachigen Beispiele zeigen die Anwendung der Akzentregel fast störungsfrei, die Opitz hier für sich in Anspruch nimmt, obwohl er auch Belege von Ernst Schwabe von der Heide anführt, die möglicherweise etwas früher entstanden sein könnten. Gleichwohl signalisiert das nur, daß Opitz sich in einem verbreiteten Interessensfeld vieler Literaten und Poeten bewegte, denen der Ausgleich zwischen Wort- und Versakzent ein ästhetisches Anliegen war, ohne damit nationalpolitische Perspektiven im Auge zu haben. Opitz gibt im weiteren hier noch die Prinzipien für die Gestaltung von Alexandrinern bzw. des *vers communis*, für die er zutreffend die jeweiligen Silbenlängen und die Zäsuren nennt, und erinnert an die Apokope des unbetonten *-e*, um einen Hiatus zu vermeiden.

Mit der Anwendung dieser Kunstgriffe könnte, so der junge Opitz die deutsche Sprache mit der auswärtigen nationalen Dichtung wetteifern (»*aemulare*«). Von ›Inhalt‹ und ›Aussage‹ keine Spur; jugendlich naiv meint er,

die sprachliche Form sei schon alles und nicht nur Mittel zum Zweck! Er ruft seine Hörer zur weiteren Ausbildung der Dichtersprache auf und vor allem zum poetischen Agon mit den anderen Literaturen: »Facite denique, ut qui, reliquas gentes fortitudine vincitis ac fide, linguae quoque praestantia iisdem non cedatis« – macht endlich, daß ihr den übrigen Völkern, die ihr an Tapferkeit und Glaubenstreue übertrefft, nicht auch an Vortrefflichkeit der Sprache nachsteht.

Der *Aristarch* des Opitz ist eine Schülerrede, auch wenn ihr Verfasser um die 20 Jahre alt war und eigene Erfahrung im Dichten besaß. Die hohle Argumentation, unbesorgt um historische und wissenschaftliche Glaubwürdigkeit, und die Unachtsamkeit gegenüber einzelnen logischen Widersprüchen in der Gesamtkonzeption machen das deutlich. Zur Ehre des Autors muß man allerdings sagen, daß er sich dieser schulischen Eierschalen durchaus bewußt gewesen ist, denn gegenüber August Buchner äußerte er bald darauf, daß der Text manches Unwahrscheinliche und Fehlerhafte enthielte. Er hat ihn nicht wieder drucken lassen. Insofern ist überraschend, daß dieses Werklein in der Literaturwissenschaft gelegentlich stark überbewertet wird. Man sollte den Charakter dieser hochgezogenen *Oratio quodlibetica* erkennen. Es kam nicht auf historische Wahrhaftigkeit der Dinge und Umstände an, sondern auf den rhetorisch-technischen Versuch, möglichst Plausibilität durch argumentative Behauptungen zu erreichen. Eine geniale nationalpoetische Konstitutionsrede kann man in diesem Text nicht sehen, ebensowenig einen »Frontalangriff auf die lateinische Sprache«. Und wenn man noch weitergeht und meint: »Eine Auflehnung gegen das Latein bedeutet eine Auflehnung nicht nur gegen die gelehrte Sprache, sondern auch, und vor allem, gegen die katholische Kirche«, dann korrigiert sich diese Ansicht allein aus einem Blick auf Opitzens Gesamtwerk, das bis zu seinem Tode mindestens 40% an lateinischen Texten enthält.

Warum Opitz nach einem Jahr, also im Sommer 1617, das *Schoenaichianum* in Beuthen wieder verließ, ist noch ungeklärt. Auf jeden Fall hatte er dort keine weitere Verwendung gefunden. Er begab sich erneut auf Stellensuche. Seine Breslauer Förderer verwiesen ihn an den Rektor der *Schola Augusta* in Görlitz, Elias Cüchler (1567–1632). Opitz half ihm bei der Edition einer Anthologie griechischer Epigramme, für die er auch Übersetzungen ins Deutsche der lateinischen Übertragungen der griechischen Texte beisteuerte. Eine kleine Liebesaffäre mit der 14-jährigen Tochter des Rektors, Rosina Cüchler, beflügelte seine dichterische Phantasie und brachte ihm neben einem längeren lateinischen Gedicht ein paar deutschsprachige Liebesgedichte ein, die formal wichtig sind, aber freie Übersetzungen und Nachahmungen aus dem Niederländischen und Lateinischen darstellen. Die Lebensverhältnisse besserten sich auch nicht bei dem Versuch, in Frankfurt an der Oder studienmäßig Fuß zu fassen oder dort eine Beschäftigung zu finden. Schließlich ermöglichten ihm Freunde, die Bres-

lauer Gönner und die Bunzlauer Familiensippe eine Studienreise nach Heidelberg, in das Herz des Calvinismus in Deutschland.

II. Heidelberg 1619 und Rückzug nach Jütland

Diese Reise bedeutet einen Einschnitt und eine neue Orientierung für Opitz. Im Frühsommer des Jahres 1619 traf er in Heidelberg ein, mit der ernsthaften Absicht, dort zu studieren. Er ließ sich an der Universität immatrikulieren, aber er hat sicherlich mehr die Freundeskreise, die Umgegend bis Tübingen und Straßburg hin und die politisch brisante Situation genossen und mitgestaltet, als trockene Rechtswissenschaft studiert. Heidelberg war das geistige, kulturelle und politische Zentrum des Calvinismus in Deutschland in dieser Zeit. Opitz fand hier Aufnahme und Freundschaft derjenigen Leute vor, die mit seinen Breslauer Gönnern, Tobias Scultetus, Caspar Cunrad, Caspar Dornau, in Austausch und Verkehr standen. Aufgrund der schlesischen Empfehlungen wurde er Hauslehrer im Hause von Georg Michael Lingsheim (1566–1636), dem ›alten Mann‹ der Heidelberger literarischen und kulturellen Bewegung, dem Erzieher Friedrichs V. von der Pfalz. Lingsheim war eine bedeutende und einflußreiche Persönlichkeit, ein Anhänger der Religionsfreiheit und der Glaubentoleranz; er förderte Ireniker vom Schlage des Grotius und des Berninger und war der Berater des Kurfürsten. Es steht außer Zweifel, daß Opitz die Ausrichtung seiner künftigen Gesinnung und Orientierung gerade im Hinblick auf den Toleranz- und Friedensgedanken dieser Begegnung mit Lingsheim verdankt. Ein Freundeskreis umgab ihn hier, der seinerseits Bacchus, Venus und Apoll zu huldigen wußte: dazu zählen Leute wie Caspar Barth, Julius Wilhelm Zinzgref, Balthasar Venator und andere. Seine wissenschaftlichen Interessen, insbesondere die der Altertumskunde, orientierten sich an Ianus Gruter, dem Bibliothekar der Hofbibliothek. Die politischen Erwägungen dieser Kreise zielten auf den Widerstand gegen die Machtansprüche des Hauses Habsburg und auf die Versuche, ein großes protestantisches Gegenterritorium zu schaffen. Die Wahl des Kurfürsten Friedrich V. zum König von Böhmen brachte sehr rasch alles ins Rollen und sie galt dem intellektuellen Kreis in Heidelberg im Sommer 1619 als Anlaß zur Politisierung von Literatur, Wissenschaft und Leben. Opitz nahm an dieser Bewegung regen Anteil. Das beste Zeugnis dafür ist seine Rede auf den Kurfürsten, den nunmehrigen König von Böhmen, als er von Heidelberg nach Prag zur Krönung reiste. Opitz hatte sich noch mit einem zweiten Text für die Sache des protestantischen Königs von Böhmen ins Zeug gelegt, mit einem Panegyrikus auf Ludwig Camerarius, der Vizekanzler der Prager Kanzlei geworden war und sich insbesondere um die schlesischen Belange kümmern sollte.

Dem bemerkenswerten politischen Engagement ist eine gewisse Naivität und rationale Begeisterung nicht abzusprechen. Vielleicht sind diese Goodwill-Taten auch in der Erwartung zustande gekommen, durch die Initiatoren der neuen Bewegung Beschäftigung und Anstellung zu finden. Denn die Lebenslage des jungen Mannes war trotz aller heiteren und erhebenden Umstände und trotz der Möglichkeit zum Studium und den Gelegenheiten, der Venus ausgiebig zu opfern, doch prekär geblieben.

Noch bevor im Herbst des Jahres 1620 die Katastrophe für die Pfalz und den Winterkönig begann, setzte sich Opitz nach Norden ab. Er schloß sich einer dänischen Reisegesellschaft an, die sich über Leyden weiter durch Friesland und über die Nordsee nach Jütland begab. Der Aufenthalt in Leyden war kurz bemessen, vom 22. Oktober bis möglicherweise in die ersten Tage des November hinein, er reichte aber zur Bekanntschaft mit Daniel Heinsius, mit Vossius, mit Rutger und anderen Gelehrten, die hier tätig waren. Bereits im November 1620 finden wir Opitz bei Mogens Juel auf dessen Gut Juellingsholm, wo er zurückgezogen ohne Kontakte, wie in einem Emigrationsversteck bis in das Frühjahr 1621 lebt und an verschiedenen Dichtungen arbeitet. Neben kleineren Werken hat er hier das schon in Heidelberg begonnene *Trost-Gedichte in Widerwertigkeit deß Krieges* abgeschlossen – ein bedeutendes und umfangreiches Lehrgedicht.

Die Heidelberg-Episode schloß für Opitz anders, als er sie sich wohl gedacht hatte. Der literarische Zuspruch, den er im Freundeskreis erfuhr, der offensichtliche Erfolg seiner poetischen Produktion und die gewonnene Sicherheit, seinen Gedanken eine adaequate dichterische Form verleihen zu können, ließen ihn nach dem höheren Genre greifen – nach dem Vorbild vergilischer Lehrdichtung. Sein *Trost-Gedichte in Widerwertigkeit deß Krieges* weist den etwa dreiundzwanzigjährigen Literaten als hochkarätigen Dichter aus. Nur ein *opus magnum* konnte ihm weitere Vorteile bringen! Die Klage löst der gerade entbrannte böhmische Krieg aus. Der *locus amoenus* der bukolischen Landschaft wird zum *locus terribilis*, zur Verwüstung des Landes:

Die ordnung der Natur ist worden gantz verwirret (242)
... Creutz/ Vnglück/ Angst vnd Qual ist vnser Prüffestein (296).

Ziel für den Menschen aber bleibt, trotz aller irdischer Widerwärtigkeiten, sein Heil auf Gott zu setzen. Der Mensch als stoisch-christlicher Märtyrer soll um Gott, der Religion und der Freiheit willen die Gewalt erleiden. Und Opitz exemplifiziert auch, wie Großmütigkeit und Beständigkeit Lob und Ruhm bei der Nachwelt schaffen.

Die christliche Heilslehre überwölbt auch den Krieg und die Verfolgung des Vaterlandes; der göttlichen Vorsehung müsse man sich unterwerfen, denn Gott bestimmt den Weltablauf; der Krieg ist, wie es heißt, »Gottes Zeug«. Diese heilsgeschichtliche Topologie ist gerade unter historischem

Aspekt wichtig, denn sie verknüpft Opitz mit der Tradition. Eine andere Frage freilich wäre, ob derartige Gesinnungen nicht gattungsbedingt funktional sind und sich nicht aus der Erschütterung des Autors herleiten. Unter dem betont christlichen Leitgedanken werden auffälligerweise auch die aktuell politischen Partien des dritten und vierten Buches – der Verrat der Bartholomäus-Nacht, der exemplarische Sieg der Niederländer über die Spanier und die miserable Rolle Karls V., der in Deutschland den Zank und Neid der Territorien heraufbeschworen hat – letztlich final bedenklich. Die Heidelberger Irenistik kommt deutlich heraus in der Forderung nach Verbrüderung und in der Bezeichnung des böhmischen Krieges als unchristlich. Opitz stellt sich über die Parteien! Sofern für die Menschen keine Besserung der schwierigen Situation zu erreichen wäre, so lehrt er sie – getreu der poetischen Funktion des Lehrgedichts –, daß das irdische Unglück nur bis zum Grabe reiche, daß der tugendhafte Mensch, d. h. »der so seiner selbst nicht schont/ und diese Welt vorlest/ vor Gott vnd gute Sache«, als Märtyrer vor dem jüngsten Gericht die Zulassung zur ewigen Seligkeit erlangen wird.

Opitz hatte mit der Publizität dieses Werkes und mit dem erwarteten Erfolg ausgesprochen Pech: Als er das *Trostgedichte* in Jütland beendet hatte, war der Wechsel auf eine solide Förderung durch einen protestantischen Hof geplatzt. Eine Veröffentlichung schien ihm nach Lage der Dinge im Jahre 1621 zu riskant; in Schlesien hatten wieder die Habsburger das Sagen. Eine Kampfposition konnte er sich nicht leisten und wohl auch seinen Freunden nicht zumuten. Man hielt sich allenthalben bedeckt. Seine Heidelberger Freunde, die liebend gern das *Trostgedichte* ediert hätten, beschwor er, mit Rücksicht auf mögliche Repressalien für ihn in Schlesien, dies zu unterlassen. Der Text erschien erst 1633 im Druck, seine aktuelle Wirkung war mittlerweile verpufft.

Nüchtern betrachtet, kann man konstatieren: Der nach Erfolg und Förderung strebende Literat Martin Opitz hatte sich auf der falschen Seite engagiert und mußte nun zusehen, wie er zurechtkam. Die Suche nach einer Anstellung ging weiter. Aber anscheinend wagte niemand in Schlesien, etwas für ihn zu tun. So arbeitet er weiter literarisch – sicherlich unter kümmerlichsten Verhältnissen. Er publiziert Ende 1621 seine Heinsius-Übersetzungen, den *Lobgesang Jesu Christi* und den *Lobgesang Bacchi*.

III. Das Intermezzo in Siebenbürgen

Erst im Frühjahr 1622 wagte es einer der alten Gönner, etwas für Opitz zu tun: Es war Caspar Cunrad, der Breslauer Arzt: er empfahl Opitz an Herzog Christian zu Brieg, der ihn an Bethlen Gabor, den Fürsten von Siebenbürgen, zur Anstellung an dessen akademisches Gymnasium vermittelte.

Bethlen Gabor hatte um Beschaffung von reformierten Lehrkräften für seine Schule gebeten. Opitz reiste sofort ab und traf im Juni 1622 in Weissenburg ein. Die Stellung war unerfreulich; es gab Schwierigkeiten mit den Kollegen und mit der ungarischen Sprache; der Dienst bei Hofe mißfiel Opitz, seine offensichtliche Kritik machte ihn unbeliebt. Die Lust, »seinen Hunnen« – wie er berichtete – Cicero und Horaz zu interpretieren und den Fürsten in allen möglichen Wissenschaften zu unterweisen, war gering. Erfreulich war der Kontakt mit den einfachen Leuten, rumänischen Bauern und Bergwerksangestellten, deren Rumänisch er sich über das Lateinische erfahrbar machte. Auf dem Lande entdeckte er römische Spuren, sah in der Landbevölkerung die Abkommen der Römer, sammelte alte Inschriften, die er an Jan Gruter nach Heidelberg schickte. Angeregt wurde er hier zu seinem Vorhaben, die Geschichte Daciens zu schreiben, eine *Dacia antiqua*, mit der er sich bis zu seinem Lebensende beschäftigte, von der sich aber nichts erhalten hat.

Als der Fürst Kriegsvorbereitungen gegen Kaiser Ferdinand II. traf und die Lebensverhältnisse immer unerträglicher wurden, bat Opitz um seine Entlassung und ging im Sommer 1623 zurück nach Schlesien, wo er sich weiterhin stellungslos durchschlagen mußte. Die poetische Frucht des Siebenbürgener Intermezzos war das Versgedicht *Zlatna oder von ruhe deß gemüthes*. Der Autor thematisierte in diesem zweiten Lehrgedicht das »Gemüthe, welches mit sich selber zufrieden ist und in seine Tugend sich einzu-hüllen weiß«. Opitz hat in diesem Text eine Fülle von zeitgenössischen Themen und Motiven integriert, die seine Belesenheit erkennen lassen. Da ist der Überdruß an der Diesseitigkeit der Welt, an Ehre, Reichtum, Wollust; da ist die Betrachtung der Vergänglichkeit, das Vanitas-Motiv, die soziale Nivellierung (edles Blut finde sich auch in Bauernhütten), da umreißt er die arkadische Kunstwelt als »Pracht der Natur«, da wird die sinnfällige Nützlichkeit der praktikablen Welt geschildert, die Annehmlichkeiten des Landlebens im Gegensatz zum Städter und zur Stadt. Der Dichter selbst gesteht seine Sehnsucht nach dem *locus amoenus* als privatem Lebensraum ein: Er will sein Zelt selbst bauen, daneben aber lesen und schreiben. *Beatus ille*.... Alles sei eitel, außer den Kräften der Sinne und des Gemütes.

Trotz oder gerade wegen der poetisch redundanten Motiv-Fülle kann man die Sehnsucht des Dichters nach gesicherten Verhältnissen erkennen und seine Existenz-Ängste verstehen.

IV. Schlesien, ohne Stellung, literarisch tätig

Die verzweifelte Suche nach einer angemessenen Anstellung ließ Opitz nicht nur Reisen in die nähere Umgebung und nach Sachsen, Meißen, Dres-

den und Wittenberg, wo er August Buchner besuchte, unternehmen, sondern nötigte ihn auch, durch Publikationen auf sich aufmerksam zu machen. Aus dieser Situation heraus entstanden Konzept und rasche Ausführung der *Deutschen Poeterey*, die ihrem Verfasser später merkwürdigerweise die Unsterblichkeit eintrug, obwohl die kleine Schrift wenig Originelles enthält und eher essayistisch konzipiert ist. Der Erstauflage von 1624 folgte die zweite Auflage erst zehn Jahre später!

Die kleine Schrift ist »Bürgermeister und Rahtsverwandten« der Stadt Bunzlau gewidmet – vermutlich in der Hoffnung, von dort Unterstützung oder gar eine Anstellung an der Schule zu erhalten. Dem Text nach zu urteilen, scheint Opitz – zu dieser Zeit 27 Jahre alt – wegen seines »schlechten studierens« (einfache Ausbildung) Kritik erfahren zu haben. Ich meine, man geht nicht fehl, wenn man im Anlaß zur Abfassung des *Buchs von der Deutschen Poeterey* eine Bewerbungsschrift und zugleich den Versuch einer sozialen Selbstrechtfertigung seiner eigenen Existenz sieht. Die kurzen Anweisungen, wie man zierliche deutsche Verse baut, sollen seine didaktische und fachliche Qualifikation belegen. Aus der Reflexion seiner Existenzprobleme heraus dürfte bei Opitz der Gedanke hochgekommen sein: kann man denn nicht als *poeta doctus* in der Gesellschaft eine sinnvolle Position finden, frei von jeglicher Almosenabhängigkeit? Kann nicht der unabhängige Literat ein anständiger bürgerlicher Beruf sein, zumal die Geschichte seit der Antike lehrt, daß Poeten, Literaten, Intellektuelle erfolgreich an verantwortlichen Stellen in der Gesellschaft gestanden haben?

Dichtung – wir können im Sinne Opitzens zutreffender sagen – Kultur und Wissenschaften haben spezifische Funktionen in der Gesellschaft und sind nicht nur zu deren *Decorum* da. Freilich verlangt dieser Anspruch ein hohes Maß an Leistungsfähigkeit, die wiederum nur durch eine weiträumige, umfassende Bildung und Ausbildung erreicht werden kann. Voraussetzung allerdings ist auch ein Maß an Begabung, denn die bloße Handhabung »gewisser regeln und gesetze« macht noch keinen Poeten.

Gemäß den eklektischen Denkweisen seiner Zeit argumentiert Opitz in seiner kleinen Poetik möglichst aus der Autorität, vornehmlich aus der antiken. Nicht daß er unsensibel klitterte, sondern er funktionalisiert geschickt die Autoritäten zu Kombattanten seiner Ideen und Doktrinen. Dabei kommt es ihm zunächst ganz lapidar darauf an, daß die Dichtung älter als die Poetik ist, also nicht lernbar, sondern aus »göttlichem Antriebe« und »von natur« herkomme. Ihm – Opitz – also wäre sie eingeboren! Dichtung, und diejenigen, die sie betreiben, haben einen festen Zweck in der Gesellschaft seit alters her: sie haben sozialisierend und humanisierend zu wirken: sie haben zu erziehen, aufzuklären, Tugend zu lehren und Kenntnisse zu vermitteln.

Das dritte Kapitel kreist deshalb um das Erscheinungsbild des Poeten, und zwar in ziemlicher Konkretheit. Nach Meinung der Leute ist der Poet in öffentlichen Ämtern unbrauchbar – Opitz widerlegt das mit den Namen

Erasmus, Solon, Sokrates und Cicero. Das ist insofern interessant, als Opitz unter dem Begriff *poeta* den Schriftsteller, den Literaten versteht, der sich zwar auch ausgefeilter Poesie zu bedienen weiß, aber besonders in allen nutzbringenden Künsten und Wissenschaften versiert ist. Bezeichnend für den weiten soziokulturellen Funktionsrahmen des gelehrten Dichters, des *poeta doctus*, ist, daß Opitz die Fähigkeit, Worte und Silben in gewisse Gesetze zu drängen und Verse zu schreiben, für das geringste hält, was in einem Poeten zu suchen wäre. Er muß vielmehr Einfälle haben, Erfindungen treffen, ein unverzagtes Gemüte besitzen und sich erhabene Sachen ausdenken können. Vor allem darf er nicht auf alles und jedes Gedichte machen, auch wenn das von den Leuten gefordert wird – eine deutliche Absage gegen die Gelegenheitsdichterei, die zur Lohnarbeit wird.

Wenn man hier bedenkt, daß Opitz diese Forderung an den Dichter nach Abschluß seiner beiden großen Lehrdichtungen, dem *Trostgedichte* und dem *Zlatna-Gedicht* zu Papier gebracht hat, wird einsichtig, wie nah und persönlich dieser Poetenaufriß ist. Unschwer ließen sich die theoretischen *statements* an den Texten verifizieren. Und auch die Grundzüge der Lebenshaltung der Poeten, wie er sie schildert, werden ihre Veranlassung sicherlich im privaten Leben des Meisters haben: ein gewisser Ausnahmezustand sei zuzubilligen, denn poetische Gemüter seien sicherer und freier als andere Leute, so im Umgang mit Bacchus und mit den Opfern an die Göttin Venus. Wer über die Liebe dichtet, bedarf der Erfahrung – aber das ist bei Opitz etwas ambivalent gewesen: Dichtung und Wirklichkeit in *rebus amoris* decken sich nicht – die lüsternamüsierten Freunde tuschelten zwar von vielen Affairen –, Opitz selbst schob sie ins dichterische Imaginationsfeld.

Opitz hat in diesem Kapitel in zwei prägnanten Formulierungen die Funktion der Dichtung festgelegt, die für den ganzen Bereich der sog. Mittleren Literatur vom 15. bis zum frühen 18. Jahrhundert verpflichtend und kennzeichnend sind: Erstens: man soll »auch wissen/ das die gantze Poeterey im nachäffen der Natur bestehe/ vnd die dinge nicht so beschreibe wie sie sein/ als wie sie etwan sein köndten oder solten«. Das ist der dieser Literatur inhärente Utopie-Gedanke, der seinerseits den Poeten zu einer moraldidaktischen, ja politischen Instanz in der Gesellschaft macht. Und zweitens verkündete er die Funktion der Dichtung: »Dienet also dieses alles zue vberredung vnd vntrricht auch ergetzung der Leute; welches der Poeterey vornemster zweck ist.« Was Opitz im weiteren ausführt, sind neben einem völlig unterbelichteten Kapitel über die Deutsche Poesie, hinter dem sich eine hohle Argumentationspose wie im *Aristarch* verbirgt, die technisch-didaktischen Darlegungen für die deutsche Versdichtung gemäß seinen Prinzipien.

Was er am Schluß dann noch zum Ausdruck bringt, sind eigene Werksatterfahrungen: also, daß man mit »lust und anmutigkeit« schreibe, daß man Übung und Fleiß aufwenden muß, daß man seine Sprachfähigkeiten